



„Trommler, schlag' an . . .“¹⁾

Aus der neueren deutschen Kriegsliteratur.

Von

Dr. Carl Busse, Berlin.

Als nach der unerträglichen Nervenmarter der Ungewißheit das deutsche Volk endlich erfuhr, daß es für Heimat und Herd in diesem Schicksalsommer würde reiten und streiten müssen, da machte sich alles, was es durchdrang und beseelte, im Gesange frei. Die alten Lieder brausten Tag und Nacht. Sie brausten um die Menge, die — in einer Blut brennend — durch die Straßen zog; sie brausten aus den endlosen Zügen, die unsre Soldaten der Grenze zuführten; sie tönten in Traum und Schlaf hinein. Und welch eine erlösende Kraft im Liede liegt, das wird mancher grade in den Sturmzeiten, in denen wir stehen, empfunden haben. Es drückt aus, was der einzelne selber gar nicht oder nur stammelnd sagen könnte; es vereinigt die Volksgenossen unter dem gleichen Zeichen; es reißt das Individuum aus der Einsamkeit heraus und stellt es in die Gemeinschaft aller seiner Brüder. In den „Liedern aus Frankreich“ sagt Wilhelm Jensen:

„ . . . es ist ein alter Drang,
Der in Germaniens Volke lebt,
Daß es mit eines Liedes Klang
Die Freude grüßt und mit Gesang
Auch seine Toten es begäbt.
Vor allem aber tönt vertraut
Ihm Schlachtgesang zum Waffenklang:

Das Lied der deutschen Eisenbraut,
Bald klingt es zwei Jahrtausend lang,
Seit rot die Anemonen es
Umsäumten auf des Nordens Halde,
Und Varus' Legionen es
Bernommen im Cheruskerwalde.“

Das deutsche Kriegslied hat die Nation in all ihre weltgeschichtlichen Kämpfe begleitet; es hat gleich Trommeln und Pfeisen die Stürmenden beflügelt, die Daheimbleibenden gestärkt; es hat die Erhebung von 1813 mit geschaffen und flog auch 1870/71 den deutschen Heeresmassen nach Paris voraus. Jeder Deutsche kennt diese modernen Sturmvoegel, und wenn ihre Schwingen durch die Lüfte wehen, scheinen unsichtbare Fahnen zu rauschen, alte Siegeskränze im Winde zu flattern.

Besonders mächtig brausten die tyrtaïschen Gesänge in den Befreiungskriegen auf. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was ist des Deutschen

¹⁾ „Aus dem Posener Lande“, Verlag Oskar Eulitz, Lissa i. P. Vierteljährlich Mk. 2.—.

Vaterland?", „Was blasen die Trompeten?", „Wo kommst Du her in dem roten Kleid?", „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?", „Du Schwert an meiner Linken" und ungezählte andere sangen sich in einer großen Entscheidungsstunde fest ins Herz des Volkes hinein und bildeten seitdem unsern deutschen Besitz. „Die Wacht am Rhein" und andere kamen später dazu, und während die Schar der Dichter die blutigen Schlachten von 1870 mit klirrenden Strophen begleitete, gewann sich der Volkshumor das drastische Rutschlied. Über alles Einzelne fort aber hat sich neben der „Wacht am Rhein" die Hymne der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben erhoben: „Deutschland, Deutschland übet Alles" — und die Verteidiger von Helgoland werden, wenn es bitter um den Felsen hergeht, daran denken, daß dieses Vaterlandslied gerade hier, an einem Augusttag vor 73 Jahren, entstanden ist.

Nun blühen auf neuen Schlachtfeldern wieder die blutigen Ehrenrosen, nun klingen und klirren über alle Gaue wiederum Kampfgesänge, und der Schatz der eisernen Lieder Deutschlands wird sich gewaltig vermehren. Aber auch in der langen Friedenszeit haben deutsche Dichter auf der Kriegsharfe gespielt und ihre Saiten voll zum Tönen gebracht. Der Beste und Größte von allen, Detlev von Liliencron, hat als junger Offizier 1866 und 1870 mit ungestümer Tapferkeit gekämpft, er ist jauchzend und vor Kampfbegier zitternd in die Schlacht gestürzt, er hat in zwei Kriegen die größten Eindrücke seines Lebens erfahren — und dann, später, im Alltag fröstelnd zog seine Sehnsucht ihn immer wieder aufs Schlachtfeld zurück und beschwor in hundert farbigen Erinnerungsbildern sein verflossenes Kriegs- und Soldatenleben. Was er seiner Nation damit gegeben hat, das ist wohl überhaupt das Schönste, was wir an darstellender Schlachtpoesie besitzen. Und gerade jetzt, wo es wieder „hart auf hart" geht, wollen wir uns an der herrlichen Mannhaftigkeit, dem Heldengeist, dem Sturmatem Liliencron'scher Lyrik stärken. In seinen „Nachklängen" singt er:

„Bisweilen ist es mir, als ob ich höre
Krieg, Trommelwirbel und den Ruf der Hörner,
Und siegestrunken bricht aus tausend Kehlen,
Es klingt zu mir aus ungemessenen Fernen,
Ein brausend Hurra jauchzend zu den Sternen!"

Über der Nachklang erhebt sich bald zum Vollklang, die Erinnerung wirkt bald als lebendige Gegenwart. Ganz Deutschland marschiert in den Strophen dieses Dichters unter flatternden Fahnen, und er selber mitten darin:

„Mit Trommeln und Pfeifen bin ich oft marschiert,
Neben Trommeln und Pfeifen hab' ich oft präsentiert,
Vor Trommeln und Pfeifen bin ich oft avanciert
In den Feind, hurra!"

— — — — —
Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang;
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!"

Welch ein klirrender Rhythmus darin! Und welche kecke, wuchtige Schlagfreudigkeit in der „kleinen Ballade“:

„Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Hengstes schwarzer Mähne.“

Der Reitergeist, der hier lebt, kommt nicht minder stark in anderen Stücken zum Ausdruck. Es war Liliencrons glühendster Wunsch, Kavallerieoffizier zu werden. Er war zu arm dazu, aber wo er irgend konnte, ritt er im Feldzug Attacken mit. Attackenhaft drängen auch seine Schlachtgedichte vorwärts:

„Geh' mir aus der Scheide schob
Blitz und blank der Degen,
Ließ noch einmal Mann und Roß
Kurzer Raft ich pflegen.“

In dieser Ruhepause zieht noch einmal sein ganzes früheres Leben an ihm vorbei. Erinnerung will ihn überfallen:

„Doch Dragoner glänzen hell
Dort an jenem Hügel.
An die Pferde! Fertig! Schnell
Klebt der Sporn am Bügel.
Bügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Rasen;
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
An den Feind geblasen.
Unprall, Fluch und Stoß und Hieb,
Kann den Arm nicht sparen.
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
Hab ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingentkrenz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.
Täuschend gleicht des Feindes Flucht
Tollgehegten Hammeln.
Freudig ruft in Wald und Schlucht
Mein Signal zum Sammeln.
Schweiß und Blut an Stirn und Schwert,
Laß es tropfen, tropfen.
Dankbar muß ich meinem Pferd
Hals und Mähne klopfen“ . . .

Der scharfe Gang, sagt der Dichter am Schlusse hätte seinem steuerlos treibenden Leben „Wink und Ziel“ gegeben. Und von neuem setzt er in einer „Attacke“ vorwärts:

„Platz da, und Biethen aus dem Busch!
Mit Hurra draus in Fluch und Huch,
Und vorgebeugten Leibes rasen,
In einem Strich die Pferdenasen,
Wir zwei weit voran den Husaren,
So sind wir in den Feind gefahren.
Die roten Zungen hinterher
In todesbringender Karrier,

Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und Husa, Hep, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldesrand geschwind
Gefnatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So rissen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgefaus.“

Ein „gelber Plümmel“ schießt dem Dichter die Helmspitze ab, doch „Hieb zur Erde tief“ sah ihm im Schädel eine forsche Prim. Nachher sammelt der Leutnant den Zug:

Und als er durch die Säbel fragte,
Ob Keiner weglieb, Keiner fehle,
Da schnürt es ihm die junge Kehle.
Denn der Trompeterschimmel bäumte
Den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
An Brombeersträuchern, tot, im Wald.

Ein blaurot Fleckchen zeigte nur
Den Schuß ins Herz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum erstenmal
Sah ich das Singlas niederschlippen,
Und Tränen fielen ohne Zahl
Dem Toten auf die bleichen Rippen."

Den Heldentod auf dem Schlachtfelde, den schönsten Tod in der Welt, hat
Eilencron oft gepriesen. Er hat in schweren Lebensstunden mit dem Schicksal
gehadert, daß ihn selber keine Kugel dahingerafft hat.

"In meiner Waffenhalle
Hängt harmlos die Greitagt.
Über täglich prüf' ich die Schneide,
Daß sie nicht rostet,
Daß sie nicht versagt.

Ruft mich die Stunde,
Die Stunde, die mehr als jede andre
Den herrlichsten Tod verschenken kann,
Den Tod für dich,
Mein Vaterland!"

Und schmerzschöne Bilder solchen Todes beschwört er:

"Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.
Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.

Ein letzter Traum, ein letztes Bild.
Sein brechend Auge schlägt nach oben.
Die Sense stirrt im Ahrenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden."

Oder in „Erinnerung“ entwirft er mit meisterhafter Knappheit, fast nur
Stichworte gebend, eine typische Schlachtszene aus Sieg und Not und Tod:

"Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.
Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Lärm und Blut.

"Wasser!" Und die Hand zermühlte
Gras und Staub in Dursteswut.
Morgen. Gräbergraben. Grüste.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, witternd, durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug."

Eilencron selber hatte in der Schlacht bei Skaltitz, von einem österreichischen
Jägeroffizier mit dem Revolver niedergeschossen, in seinem Blute gelegen, und
als er aus tiefer Ohnmacht erwachte, waren ein zerrissenes Hemd und ein auf-
getrenntes Hosenbein seine einzige Bekleidung. Man hatte ihn offenbar für tot
gehalten. Trotz seiner Verwundung verlangte er stürmisch von neuem in die
Schlacht, setzte sich die Feldmütze eines gefallenen Füsiliers auf, vervollständigte
notdürftig seinen Anzug und zog in Ermangelung von Besserem seidene Damen-
ballschuhe an, die er zufällig in einem Häuschen fand. So führte er hoch zu
Ross als Sekonde-Leutnant seine Kompagnie bis nach Königsgrätz noch durch
zwei Gefechte. Wenn er uns später in seinen Versen aufs Schlachtfeld reißt,
wirkt alles, was er schildert, deshalb mit der Macht des Selbsterlebten.

" Glitzernd von den Höhen,
Den ganzen Tag mit Sack und Pack,
Brach nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm ein weißes Meer,
Des Feindes wundervolles Heer.

Ich stützte, wie aus Erz gezeugt,
Mich auf den Säbel, vorgebeugt,
Mit weiten Augen, offenem Mund,
Als starrt ich in den Höllenschlund.
Nun sind sie da! „Schnellfeuer!“ „Steht!..“

Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
 Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
 Und mancher sinkt in Graus und Grab.
 Zu Boden stürz ich, einer sticht
 Und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
 Und um mich, vor mir, unter mir
 Ein fürchtbar Ringen, Groll und Gier.
 Und über unserm wüsten Knaut
 Bäumt sich ein scheugewordner Gaul;
 Ich seh der Vorderhufe Blitz,

Blutfestgetrockneten Sporenritz,
 Den Gurt, den angespritzten Rot,
 Der aufgeblähten Mästern Rot.
 Und zwischen uns mit Klang und Kling
 Plagt der Granate Eisenring:
 Ein Drache brüllt, die Erde birft,
 Einfällt der Weltenhimmelsfirst.
 Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
 Umhüllen Tod und Vorbeerlaub."

Zu dem Gewaltigsten aber, was Liliencron an Kriegslyrik geschrieben hat, gehört jene Szene aus einer Januarschlacht, die vor nun dreißig Jahren sein erstes Versbuch abschloß. „Es lebe der Kaiser!“ steht darüber, und der Anfang erzählt, wie der junge Offizier auf Adjutantenritten unter dem Heulen der Granaten über das Schlachtfeld fliegt. Da erkennt er einen Johanniter „am roten Kreuz auf seiner weißen Binde“, der hoch den Hut schwenkt und ins Krachen der Geschütze, heiser schon hineinruft, daß tags vorher der König von Preußen zum Deutschen Kaiser geworden ist. Und da:

„Zum Ehrengruße donnern die Batterien
 Den Kaisergruß, wie niemals er gebracht
 Zweihundertfünfzig heiße Munde schrien
 Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht
 Scheu spielt aus gelbgefäumter Wolkennacht
 Zum ersten Mal die weiße Wintersonne,
 Und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
 Bis auf die fernst marschierende Kolonne –
 Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug in Wonne
 Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord,
 Es scharrt mein Suchs und blies ihm in die Haare.
 Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
 Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der Klare.
 Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,

Klang her das Horn von jenen Musketieren,
 Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
 Das Infanterie-Signal zum Avancieren!
 Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.
 Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schrein! Drauf!
 Es sprang mein Degen zischend aus dem Satter.
 Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
 Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
 Verman! Verman! Durch Blut, Gewehrgeknatter,
 Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die Kugel-
 [spritzen.

Der Wolf brach ein und matter wird und matter
 Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen,
 Und Siegesband umflattert unsre Fahnen spitzen!

In der ganzen Kriegslyrik, die 1870 entstand, ist nichts, was sich an stürmischer, alles niederwerfender Wucht etwa mit der letzten Strophe vergleichen könnte. Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß „Verman“, auch „Vermen“ gleich „lärmen“ ist, vom italienischen all' arme (französisch alarme). Schon die ältesten deutschen Landsknechtslieder kennen es: „Verman, Verman! hört man die Trummen (Trommeln) sprechen!“ – Nach dem Kriege das „Siegesfest“:

„Flatternde Fahnen	Schweigende Gräber,	Heißes Umarmen
Und frohes Gedränge.	Verödung und Grauen.	Nach schmerzlichem Sehnen.
Fliegende Kränze	Welkende Kränze	Brechende Herzen,
Und Siegesgesänge.	Verlassene Frauen.	Erstorbene Tränen

Noch viel des herrlichen wäre aus Liliencrons Kriegslyrik – der späten, aber auch reifsten dichterischen Frucht des großen Jahres 1870 – zu zitieren. Sie vor allem ist es, die dem kraftvollen Poeten seine historische Stellung verleiht. Aber es mag genug sein. Nur bei einem einzigen, prophetisch in die Zukunft schauenden Gedichte, dem „Cincinnatus“, müssen wir noch einen Augen-

blick verweilen. Denn zwei Zeilen daraus sind in diesen schweren und herrlichen Tagen, die wir durchleben, immer wieder angeführt worden.

Der Cincinnatus beginnt mit dem stolzen Bekenntnis:

„Frei will ich sein,
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhliches Herz, und das ist genug!“

Die Würden und Ämter des Staates locken den Freien nicht; er lacht Tand und Titel aus; er schlägt das Hoftor dröhnend vor dem Gesandten zu.

„Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr
Ich entstürze dem Haus mit gestäubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt.

Muß das Vaterland drangvoll die Sturm-
[flagen hissen,
So heida! die Klinge der Scheide entriß!
Und droht es von Osten und dräut es
[von West,
Wir schlachten den Bären, den Hahn
uns zum Fest.

Fällt neidisch uns an auch die ganze Welt,
Sie lernt uns schon kennen, der Angriff zerschellt.
Und der Friede strahlt auf, von Sonnen gezogen!

— — — — —
Dann stemm ich die Spitze von meinem Schwert
Fest auf den häuslichen Feuerherd,
Umfasse den Griff mit der einen Hand
Und trockne das Blut von Rill' und Rand
Und schleif es, gewärtig zu neuem Tanz,
Doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.“

Den Hahn und den Bären! Mögest Du, Detlev von Liliencron, ein Prophet gewesen sein!



„Und die Haubitzen brummen“.

Ein Landwehrlied.

Der Ruffe hebt die Mörderhand,
An Blut gewohnt, gewohnt an Brand
Und Tücke sondergleichen.
Von Westen kommt es dumpf und schwer,
Überall ist um uns her
Nur Haß und Oer und Reuchen.

Mit Hinterlist und schlimmem Wahn,
So hämmern sie gen Deutschland an.
Und wollen es verderben.
So zahlreich wie am Meer der Sand,
Wie Mückenschwärme überm Land;
Davon soll Deutschland sterben.

Wir reichen Weib und Kind die Hand —
Dann singen wir fürs Vaterland
Ein Lied von Blut und Eisen.
Gerechter Hergott steh' uns bei.
Wir wollen, unsrer Heimat treu,
Die deutsche Kraft beweisen.

Voll deutschen Jorns steigt himmelan
Der Trommeln gellend Rattaplann
Und die Haubitzen brummen:
„Der Kaiser ruft, der letzte Mann,
Der allerletzte Mann tritt an.
Sei! Laßt sie kummen, kummen.

Wir reichen Weib und Kind die Hand —
Dann soll uns nur das Vaterland,
Kein Tod und Teufel kümmern.
Dann wollen wir Franzosentand
Und Ruffenreich und Engelland
Zertrümmern, ja zertrümmern.
Zertrümmern!

August 1914.

Hugo Vogt.